

Von Eseln, Möhren und Casting-Shows

Die Musikwissenschaftlerin Maria Goeth hat den Humor in der Musik erforscht

Wann darf ich klatschen? heißt ein Buch des Geigers Daniel Hope. Eine ähnlich lautende Frage bewegt die Musikgeschichte nicht minder: **Wann darf ich lachen?** – Eigentlich schon immer, lautet die Antwort der Musikwissenschaftlerin Maria Goeth. Die Lehrbeauftragte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Projektreferentin beim Deutschen Musikrat hat ihre Doktorarbeit über „Musik und Humor“ geschrieben. Frauke Adrians sprach mit ihr über Mozart und P. D. Q. Bach, Florence Foster Jenkins und gelehrte Spaßverderber.

► Sie bezeichnen den Humor in der Musik als Ihr Leib- und Magenthema. Wann haben Sie angefangen, sich dafür zu interessieren?

Eigentlich schon als Schülerin. Mit 17 habe ich einen Liederabend mit einem Sänger, zwei Sprechern und Klavier organisiert – mein erstes Konzertprojekt! –, in dem es um schwarzen Humor ging, um Georg Kreisler, Wienerlieder und Ähnliches. Das hat mich fasziniert und begeistert, gerade dieses Spiel zwischen Wort und Melodie, zwischen heiter-harmlosem Ton und bitterbösem Text. Im Studium habe ich mich dann entschieden, meine Magisterarbeit über schwarzen Humor in der Musik zu schreiben. Aber es gibt ja noch viele andere Formen von Humor. Das Thema ist so vielschichtig, da lag es nahe, das Ganze ausführlich zu erforschen und meine Promotion dazu zu verfassen.

► Musik gibt es vermutlich seit Anbeginn der Menschheit. Aber wann fing der Humor in der Musik an?

Ich möchte mit meiner Arbeit beweisen, dass es ihn in allen Zeiten gab. Meine Untersuchung beginnt mit Renaissance und Barock und reicht bis ins 21. Jahrhundert der europäischen Kunstmusik. Das ist schon für sich genommen ein weites Feld; meine Theorie lautet aber, dass es auch schon vorher und auch in der außereuropäischen Musik bestimmte Strickmuster gibt, um innermusikalischen Humor zu erzeugen. Ein Beispiel: Man spielt sakrale Musik, eine Nationalhymne oder etwas ähnlich Ernstes und Bedeutungsschweres – und lässt es plötzlich in einen Gassenhauer übergehen. Oder man baut Tierlaute in die Musik ein...

► ...was ja in der Renaissance und im Barock sehr beliebt war: Flötennoten mit Nachtigallen-Imitationen zum Beispiel oder die Hühner-, Frosch- und Katzenlaute bei Heinrich Ignaz Franz Biber.

Ja, wobei man einen Unterschied beachten muss. Wenn lieblicher Vogelgesang erklingt, geht es dem Komponisten eher um musikalische Schönheit, darum, ein Idyll zu schaffen. Komisch wird's, wenn „unedle“ Tiere mit unschönen Stimmen ins Spiel kommen – ein Schwein etwa oder, besonders beliebt, ein Esel. Das wirkt auf uns lustig, es würde aber wohl in einer Kultur, in der, sagen wir, der Esel als Gottheit verehrt wird, nicht funktionieren.

Was ich versuche, ist, eine Verallgemeinerung herzustellen: Auch wenn nicht zu allen Zeiten und überall auf der Welt ein und dasselbe lustig gefunden wird, gibt es doch universelle Strategien, Humor in der Musik zu erzeugen. Dass sich die Umsetzung dieser Strategien im Laufe der Zeit ändert, liegt auf der Hand. Zu Rossinis Zeiten war es noch revolutionär, wenn die Geiger mit den Bögen gegen die Notenpulte schlugen wie in der Ouvertüre zu seiner Oper *Il signor Bruschino*.

► Und heute? Da hat jeder fast jeden musikalischen Gag schon gesehen und gehört, und sei es im Internet. Lässt sich ein Konzertpublikum überhaupt noch zum Lachen bringen?

Ja! Manchmal staune ich selbst, wie gut das klappt. Leroy Andersons *Typewriter* von 1950 – Orchester mit Live-Schreibmaschine – funktioniert immer noch. Quetscheentchen oder anderes Spielzeug und Alltagsgegenstände, die als Instrumente eingesetzt werden, wirken einerseits komisch, andererseits sind die Leute einfach erstaunt, dass man darauf Musik machen kann. Da gibt es etwa *Eine kleine Tischmusik* von Manfred Menke, die mit Kochlöffeln gespielt wird, oder das Vienna Vegetable Orchestra mit Musik für Möhren, Auberginen, Kohlköpfe und anderes Gemüse. Oder Igudesman & Joo, ein geniales Klassik-Duo, das zum Beispiel mit einem Milchschäumer Geige spielt.

► Da kommt es also auf die verblüffende Performance an, auf fantasievolle Instrumente, auf den Bruch zwischen klassisch-strengem Rahmen und verspieltem Inhalt. Aber was ist, wenn ein Streichquartett Filmmusik spielt, die im Original von einem Orchester oder einer Rockband eingespielt wurde? Das hat auch einen komischen Effekt – denn man kennt diese populären Stücke ja ganz anders –, obwohl hier auf klassischen Instrumenten ernsthaft Musik gemacht wird.

Wenn man sich mit dem Humor in der Musik beschäftigt, kommt man immer wieder auf die Frage der Grenzziehung: Ab wann wird's humoristisch? Um das zu klären, habe ich viel Zeit aufgewendet für den theoretischen Teil, wo es natürlich auch um Definitionen geht. Allein schon der Begriff „Humor“ hat regional unterschiedliche Schattierungen, das englische Wort „humour“ ist überhaupt nicht deckungsgleich mit unserem deutschen Humor. Und es geht um innermusikalische Fragen: Wo soll ein komischer Effekt erzielt werden – etwa durch einen unerwarteten Schlussakkord oder überlange Pausen –, und wo haben wir es einfach mit heiterer Musik ohne Pointen zu tun? Im von Ihnen genannten Fall behelfe ich mich mit dem etwas altmodischen Wort „gewitzt“: Die Streicher, die Filmmusik spielen, tun das vielleicht auf hohem künstlerischen Niveau. Das ist witzig nicht nur im heutigen, sondern vor allem auch im ursprünglichen Sinn: hochgradig geistreich.

► Da sind wir schon ganz in der Nähe der Parodie. Auch das ist ein Begriff, den man definieren muss, weil er zum Beispiel in der Barockmusik eine andere Bedeutung hat als im landläufigen Gebrauch.

Ich verwende ihn in meiner Arbeit wie in der Sprach- und Literaturwissenschaft, im Sinne von karikierendem Nachahmen. Dazu gehört, ein konkretes Werk oder einen Stil humoristisch zu transformieren oder zu verfremden. Komponisten kennen solche Fingerübungen aus dem Studium, wenn sie *Hänschen klein* auf Bach- oder Strawinsky-Art bearbeiten sollen. Je größer die Diskrepanz zwischen der – subjektiv wahrgenommenen – Wertigkeit der Melodie und der des Stils, desto lustiger das Ergebnis. Parodieren kann man auch durch bewussten Dilettantismus: Mozart hat sich seinen *Musikalischen Spaß* daraus gemacht, häufige Kompositions- und Spielfehler zusammenzustellen.

► Und was ist mit dem unbeabsichtigten Dilettantismus? Darf man über Florence Foster Jenkins lachen, die sich offenbar für die größte Sopranistin hielt, aber keinen Ton getroffen hat?

Eine Gratwanderung! Bei Florence Foster Jenkins liegt ein Teil des Komischen – oder auch der Tragödie – darin, dass niemand den Mut hatte, ihr zu sagen, wie schlecht sie war. Vielleicht wollte es sich niemand mit ihr verderben, weil sie so reich war. Aber auf jeden Fall liegt in der Abweichung eine große Faszination. Foster Jenkins konnte nicht einfach nicht singen, sie lag immer so knapp daneben, dass es einerseits unerträglich klang; andererseits: So gut muss man erst mal nicht singen können! Das hat Originalität. Eigentlich kein Wunder, dass sich Foster Jenkins' Platte bis heute unfassbar gut verkauft.

Ob man über Unfähigkeit lacht – oder lachen „darf“ –, hängt natürlich immer von der Situation ab. Wenn ein Schulorchester schief klingt, wird sich niemand darüber lustig machen: Die Kinder spielen nun mal so gut, wie sie können. Wenn ich für eine Konzertkarte viel Geld ausbebe und dann erlebe, dass die Musiker dilettantisch



© Anna Moosmann/Manfred Menke

Schrieb über Musik und Humor: Musikwissenschaftlerin Maria Goeth, unten Manfred Menke mit Kochlöffeln

spielen, werde ich mich wahrscheinlich eher ärgern, als das Ganze lustig zu finden. Anders liegt die Sache bei den Casting-Shows à la *Deutschland sucht den Superstar*. Da werden neben talentierten Kandidaten immer auch schlechte präsentiert. Und da sind ganz sicher Leute dabei, die wissen, dass sie nicht gut sind. Aber sie erfüllen in der Show einen Zweck. Einige frühe Humortheorien, etwa von Platon und Aristoteles, beschäftigten sich mit der Degradation, dem Herabsetzen anderer: Eine Form des Lachens ist das Auslachen.

► Heute würde selbst der strengste Konzertbesucher sicher zustimmen, wenn man sagte, dass ein bisschen Humor nicht schadet. Aber das war nicht immer so. Sie greifen in Ihrem Buch eine Kontroverse zwischen Gegnern und Befürwortern musikalischen Humors auf – welche Argumente hatten denn die Gegner?

Kurz gesagt: Musik sei eine ernste, hohe und weihevollte Kunst, Humor habe dort nichts verloren. Die Debatte hat sich hundert Jahre hingezogen, vom Ende des 18. bis Ende des 19. Jahrhunderts. Aus meiner Sicht hängt das unter anderem mit der Säkularisierung zusammen: Man stilisierte die Kunst zur Ersatzreligion. Besonders schräg finde ich die Argumentation von Humor-Gegnern, die behaupteten, Musik könne gar nicht humoristisch sein. Eigentlich wollten sie sagen: Sie darf nicht. ...

... Lesen Sie weiter in Ausgabe 5/2017